

Im Sommer der Kunst

Was, um Himmels willen, sind kontroverse Debatten? Es habe, schreibt Georg Schöllhammer im zweiten, morgen erscheinenden „Documenta-Magazin“, welches das „bloße Leben“ im Sinne von Agamben (möglichweise aber auch Benjamin) behandelt, es habe im Redaktionskollegium „kontroversee Debatten“ gegeben: „In diesen ging es um politi-

ners zusammengetan haben. Diesen Sommer kulminiert es. So viel Kunst war definitiv noch nie. Und das heißt eben auch: So viel Text über die Kunst. Was an Katalogen im Augenblick noch alles vollgeschrieben werden muss, um dann in den Bücherschränken repräsentativ verschwinden zu können, größtenteils zu Recht ungelassen... War es nicht Gehehen, der als Erster darauf hingewiesen hat, dass die Kunst der Moderne ohne die Beipackzettel der Theoretiker

das, wer trotzdem nicht hingehet, möglicherweise die glamourösesten Partys seines Lebens verpasst. Und vielleicht ist dieses Trotzgeden auch ein Genau-deswegen: Vielleicht gibt es ein paar ganz gute Gründe für das gewaltige Interesse an der Kunst, und vielleicht kommt der aufgedomerte Zweitemstertonfall, in dem heute üblicherweise über Kunst gesprochen wird, diesem Interesse maximal entgegen.

Folgendes nämlich mal angenommen: Das gegenwärtige Interesse an der Kunst ist vor allem ein Antrag auf Teilhabe an der Gegenwart. Und vielleicht auch auf Teilhabe an den Früchten des Daseins. Die Schlangen vor den Ausstellungshallen sind also gewissermaßen die Verdi-Demonstrationen der Mittelschicht. Und diese Interesse speist sich auch aus einer Angst vor der „Kultur“ und an der „Wirtschaft“, die plötzlich einen viel größeren Einfluss auf den Lauf der Dinge zu haben scheinen, zum Beispiel auf das Entstehen von gewaltsamen Konflikten und Arbeitsplätzen, als offensichtlich die „Politik“.

Und diese beiden, die „Kultur“ und die „Wirtschaft“, treten plötzlich auch auf, als wären sie schon immer die dicksten Kumpels gewesen. Und außerdem mal angenommen, dass die Kunst im Augenblick auch ganz einfach als Börsenspiel ziemlich spannend ist, weil gehörig Geld damit umgesetzt wird; und weil der ökonomische Erfolg auch auf diesem Gebiet allmählich so konstitutiv wird für die ästhetische Meinungsbildung, wie wir das bisher nur von Kinofilmen kannten: Dann gibt es eigentlich keinen besseren Kleister, um all das zusammenzuhalten, als die „entfesselte Prosa“ (Christian Demand) der Kuratoren und Katalogdichter. Der typische poststrukturalistische Sound der *cultural studies* ist sozusagen die Fahrstuhlmusik der Gegenwart: Zwar Horror, aber der gilt wenigstens für alle und alles.

Nach so vielen Jahrhunderten, eigentlich ja sogar Jahrtausenden, in denen die Kunst gut zu tun hatte, überhaupt als Kunst durchzugehen, als freie Kunst und nicht nur als Handwerk, als geistige Leistung und nicht nur als Sachwert, nach so vielen harten Kämpfen um intellektuelles Prestige, also sind gewisse Überkompensationen im Grunde auch gar nicht verwunderlich. Die vielen Seiteneinsteiger auf dem Feld des ästhetischen Diskurses vollziehen also nur die Geschichte nach, wenn sie jedes Kunstwerk vorsichtshalber zum Beleg ihrer mitklimatischen Derrida-Lektüre herunterbrechen. Denn nichts ist im Kunstbetrieb so ausgeprägt wie die panische Angst, nicht ernst genug genommen zu werden.

Und je jugendlicher die Akteure sind und je ausufernder sie sich selber feiern, desto heftiger wird anderen Tags deshalb auch in die Theorieorgel gebauen. Spätestens seit den Neunzigern gilt im Zweifel: Jeder zweite Verweis auf Lacan läuft auf einen Ablasshandel mit sich selbst hinaus, jedes dritte Foucault-Zitat tut Buße für die Exzesse des Vorabends. Viele dieser Texte haben die Annäherung von großen kreisenden Nebelwaden, aber das verleiht ihnen auch ihre beeindruckende Integrationskraft.

Und die wirkt umso angemessener, je mehr ohnehin alles amalgamiert, was mal als Gegensatz galt. In jeder kommerziellen Galerie liegen heute Texte von besitzender Komik aus, die man zusammenfasst vielleicht als „yet-set“ bezeichnen müsste, weil dauernd Formulierungen vorkommen wie „... photorealistic yet abstract ...“, was aber natürlich seine volle inhaltliche Berechtigung erlangt, sobald es gelingt, durch einen amerikanischen Sammler, der eigentlich nur Abstraktes schätzt, ein fotorealisiertes Gemälde zu verkaufen. Je mehr Gegensätze durch das „yet-setting“ versammelt werden, desto höher ist die Trefferquote.

Fortsetzung auf Seite 36

Nur, dass dieses pragmatische Sowohl-als-auch nun auch da Einzug gehalten hat, wo bis vor kurzem noch grimmigste Marktverweigerung erwartet werden dürfte: „So versteht sich HARDCORE GLAMOUR einerseits als Gegenvorschlag zu Brachialität und Manierismen marktkonformer, bürokratischer und schlauer Kunst-Erzeugnisse aus dem Zeitalter des Booms“, hieß es vor kurzem in einer geradezu buchmannpreisleifenden Ausstellungskündigung im Berliner Kunstraum Kreuzberg. „Andererseits stellt es eine vorherrschende simplifizierende linkskonservative Logik des Boycotts in Frage, die politische Aufforderungen auf Entweder/Oder-Muster begrenzt und eine strikte Trennlinie zwischen intellektuell Wertvollem und Wertlosem zieht.“

Tatsächlich ist zum Beispiel Kapitalismuskritik, die sich nicht sofort dem Verdacht des Rechtsradikalismus aussetzen will, seit einiger Zeit praktisch nur noch als offengeleg-

der Anwendungsfall denkbar, wo von natürlich am Ende alle mehr haben – der Kapitalismus und sein Kritiker. Ganze Zweige der Gegenwartskunst leben inzwischen davon, das zu feiern, was sie „gleichzeitig“ selbstverständlich aber auch sauber „hinterfragen“. Dem entspricht, dass der „Markt“ zusehends in die öffentlichen „Institutionen“ dringt beziehungsweise hineingegeben wird und dort in Form von Kultursponsoring unter die Arme greift. Auf diesem Wege rücken Antagonismen, die sich bis vor kurzem noch in der Konkurrenz von Biennale und Basler Messe ausdrückten, in eine Nähe zueinander, dass sie sich in ein demselben diskursiven Aufwasch bewältigen lassen.

Es ist sogar so, dass sich im Zeichen bestimmter Modelfloskeln Dinge wie nebenbei klären lassen, für welche einer wie Hans Haacke auf der Biennale noch den Vorschlaghammer bemühen musste. Wo ganze Generationen von Biennale-Kuratoren sich noch die Köpfe darüber zerbrachen, wie man in Zeiten der Globalisierung mit so anachronistischen Dingen wie Länderpavillons und Nationaler Reprä-

sentation umgehen soll, werden heute, nach dem sogenannten „spatial turn“ und mit dem Lieblingswort jedes halbwegs ehrgeizigen Kurators, nämlich „mapping“, aus den Identitätspolitiken automatisch Standortpolitiken (Plural, weil: Anglizismus, klingt offener, irgendwie) Das ist übrigens der Grundansatz der Hannoveraner Specialausstellung „Made in Germany“, wo zum ersten Mal völlig überzeugend die Terminologie einer Industrie- und Handelskammer über das gegenwärtige Kunstgeschehen in Deutschland gebrütet wird. Denn letztlich gilt ja doch: Jeder zweite Künstler, der irgendwo ausgestellt wird, „lebt und arbeitet in Berlin“ und kommt von ganz woanders.

Nur Roger M. Buergel „lebt und arbeitet“ aber in Kassel, wo er in drei Wochen eine Documenta verworfen muss, die schon deswegen mit so einer unerhörten Spannung erwartet wird, weil er es geschafft hat, die Leute bis heute weitgehend im Unklaren darüber zu lassen, wie heißt der Bret eigentlich ist, um den er seit Jahren extrem wortreich herumredet. Manche erwarten die beste Documenta aller Zeiten, andere ein komplettes Dess-

ter. Kaum einer kannte Buergel, als er Documenta-Chef wurde, reflexartig warf auch er der Meute erst mal die üblichen Begriffe wie „Gouvernementalität“ im Sinne von Foucault (möglichweise aber auch Barthes) in den Rachen. Dann lächelte er fein. Die Blumenfotos auf den Documenta-Plakaten hat er selbst geknipst. Manchmal hat man das Gefühl, er ironisiert die ganze Zeit nur den üblichen Betrieb. Zum Beispiel mit „Documenta-Magazinen“, die vorne zwar sperrig tun, nach hinten hin aber auf verschrobene Weise interessant und jargonfrei werden. Berichte darüber, wie zum Beispiel gekulte Katzen und Frauenberufstätigkeit in Singapur korrelieren, hätte man nicht erwartet, liest sie aber mit erstaunlicher Spannung. Schon weil man sich die ganze Zeit fragt, ob die Documenta hinter den Theoriesäulen auch so aussehen wird, so jaja: schrullig und charmant.

Was nämlich den Schöllhammer mit seinem Vorwort betrifft: Der Mann ist eben aus Wien, und kontroversiell verhält sich zu kontroversen wie der Erdapfel zur Kartoffel. Nur ein Austriazismus. Ein Relekt, kein Sozioklet. Obwohl, sagen wir vorsichtshalber mal: „yet“.



Foto © Geneviève Frison / Peter Friedl

Alles, was Quark ist

Warum in diesem Sommer kein Weg an der Kunst vorbeiführt
Von Peter Richter

sche Bildtechniken der Entmächtigung der Subjekte ebenso wie um ästhetische Techniken der Ermächtigung des „Selbst“.

Von denen, die hier bereits ausgestiegen sind, verabschieden wir uns herzlich, an alle anderen erst mal ein großes Dankeschön fürs Dranbleiben. Das künstlerische Feld – um mit Bourdieu zu reden – ist halt ein Acker, auf dem vor allem die Nominalstilblüten gedeihen. Aber „kontroversiell“? Ist das das Gleiche wie „kontrovers“, das so illiterate Versager wie wir im Wortschatz führen? Oder gibt es einen Unterschied? Und entspricht der womöglich dem zwischen transzendend und transzendental?

Herje. Gleich die erste Seite vom neuen „Documenta-Magazin“ – und schon weiß man wieder was nicht. Und das ist ja erst der Anfang. In den nächsten Wochen wird ein Kunst-Tsunami über Europa hereinbrechen, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat: Venedig-Biennale, Art Basel, Documenta, Skulpturenprojekte Münster, dieses Jahr kommt alles zusammen, und wer kann, dockt sich an, wie die Großausstellung „Made in Germany“, zu der sich alle drei großen Ausstellungshäuser Han-

nicht mehr verstanden werden könne? Und ist es dann nicht ein Problem, wenn die Texte, die einem die Kunst erklären sollen, oft kaum verständlicher sind? Offenbar nicht. Im Gegenteil.

Der Jargon des Kunstbetriebs ist zwar steter Quell volkstümlichen Spottes und verhilft Bühnensotinnen wie Yasmina Reza „Kunst“ seit Jahren zu schönem Erfolg. Aber obwohl wahrscheinlich nirgendwo so schlechtes Deutsch (und Englisch, meistens sogar eine Mischung aus beidem) zusammengeschrieben wird wie auf dem Gebiet der bildenden Kunst, hat diese es zu einem regelrechten Leitkulturzweig gebracht: An der Kunst kommt keiner vorbei. Kunst ist heute mindestens das, was früher mal die Oper war, und selbst der Literatur wird kein so umfassender Bildungsauftrag zugemutet wie ausgerechnet der Kunst – ausgerechnet dem Bereich der Gegenwartskultur also, der sich am entschlossensten gegen seine Bewunderer wehrt, mit erraticem Getue und Sprachstachelndraht.

Trotzdem weiß jeder, dass, wer spüren oder vielleicht sogar begreifen will, was die sogenannte Gegenwart ist, zwingend all diese Vernissagen aufsuchen muss. Und